

Das Fragezeichen.

Stimmführer im Buchstabengestöber

GEORG KOHLER

I

»Stimme« ist nicht »Text« und nicht »Schrift« und – als *menschliche* Stimme – so oder so: bedeutungshafter Laut. Auch wer unverständlich schreit, schreit – wehklagend, wütend oder warnend. Stimme ist Gegenwart, unmittelbarer Vollzug; jetzt da und schon vorbei. »Text« dagegen ist ein Gedankenraum, eröffnet durch »Schrift«, begehbar nur im, mit und als Geist, aber er wäre nichts ohne die Verkörperung durch Laute oder optische Zeichen.

Ob etwas Schrift ist oder nicht, wissen wir darum erst, wenn wir sichtbare Formen als systematisch geordnet wahrnehmen und ihr Erscheinen auf eine überzufällige Regelhaftigkeit verweist. Mag sein, dass wir nicht in der Lage sind, den Sinn, die Bedeutung dieser Codierung zu entschlüsseln, doch schon die bloße Tatsache, dass wir etwas als Zeichen vermuten und als Bedeutungsträger auffassen, lässt das Murmeln des Geistes beginnen.

Stimme, menschliche Stimme, ist – als irgendwie artikulierte Rede – Geist-in-Präsenz. Text ist der Spielraum geistiger Vollzüge; durch keinen ganz zu bestimmen, von keinem vollständig zu besetzen. Die Schrift und die Schriftzeichen aber sind die sichtbar unsichtbaren (weil ursprünglich immer übersehenen) Mittler zwischen den Stimmen des Geistes und den Gedankenräumen der Texte. Und unter den Zeichen der Buchstabenschrift sind es die Satzzeichen, die exempla-

risch diese Vermittlerfunktion repräsentieren: *weil* sie so unauffällig, so sichtbar unsichtbar sind.

Satzzeichen werden eben nicht als solche in Laute übersetzt. Sie formen die Stimme indirekt: durch Atemführung, Tonlage, Rhythmisierung, Unterbrechung, Längung – und manchmal, wie die Auslassungspunkte im Rahmen einer Zitation, gar nicht. Aber ohne sie, ohne die Punkte, die Doppelpunkte, die Fragezeichen u.s.w. verlören die Stimmen – verlören wir – sehr schnell die Orientierung im Gedankenraum des Textes, allein und fast so erblindet im Buchstabengestöber wie eine Expedition im Himalaya, die ohne Sherpas im Schneesturm den Weg sucht.

Satzzeichen sind die Repräsentanten der Stimme im Text und zugleich ihre Sherpas. Durch sie wird im Gedankenraum etwas laut, was im stillen Lesen sonst verstummen würde: die Impulse der oralen Lektüre, der vorlesenden Rede, und dadurch wird die Wirkung der Einsicht präsent, die stets an das Hier-und-Jetzt des Denkens im realen (Selbst-)Gespräch gebunden ist.

II

Im platonischen Dialog *Phaidros* findet sich die berühmte Kritik der Schrift – der Schrift, nicht des Textes! –, die gelegentlich als besonders auffälliger Ausdruck des abendländischen »Phonozentrismus« gedeutet worden ist, weil dieser die Schrift als bloße Magd der Rede begreife und weil er dem Phantasma des »wahren Seins«, der Idee des Seienden als dem unverrückbar Gegenwärtigen, als dem in seiner Selbigkeit und Bestimmtheit ewig Verharrenden, gehorche.

Liest man dann aber die einschlägigen Passagen mit eigenen Ohren und Augen, dann entdeckt man im *Phaidros* einen anderen Sinn als das phonozentrische Vorurteil¹.

Sokrates, der im – geschriebenen! – Dialog das Wort führt, er-

1 | Das ist natürlich eine Anspielung auf die bekannte De-Konstruktion die Jacques Derrida – auf Heideggers Spuren – der abendländischen Metaphysik angeschlossen hat. Dabei spielt der Gegensatz Schrift/Stimme eine herausragende Rolle, weil, nach Derrida, die klassische Metaphysik a) vom Primat der Stimme und deshalb b) auch vom Gedanken der Eindeutigkeit und Selbigkeit des wahrhaft Seienden ausgehe, während die Erfahrung des Textes, d.h. dessen nie zu bändigenden Bedeutungsüberschüsse, und die Wirklichkeit der Schrift unübersehbar machten, dass diese platonische Ontologie der Ständigkeit nicht zu halten sei. Wer das

innert als Eigenschaft der buchstäblich fixierten Rede, dass sie sich, im Gegensatz zur gesprochenen, gegenüber dem Urheber verselbstständigt hat². Das Geschriebene kann auf Fragen nicht so antworten, wie das sein Autor tun kann. Der blanke Text als solcher erklärt sich niemals selbst. Er braucht Interpreten – und die sind nicht immer die Tüchtigsten. Die einmal niedergeschriebene Rede ist sozusagen herrenloses Gut geworden; im Umlauf ist sie denen genau gleich zugänglich, die wirklich etwas von der Sache verstehen wie den Banausen. Und wird sie angegriffen oder zu Unrecht geschmäht, braucht sie Hilfe; die des Urhebers oder eines guten Stellvertreters.

Sokrates geht noch einen Schritt weiter. Er vergleicht das Geschriebene mit einem Abbild, zum Beispiel mit dem eines Menschen. Kein Bild vermag die gemalte Person wahrhaft-leibhaftig zu präsentieren. Es produziert den blossen Schein lebendiger Gegenwart. »Ebenso auch die Schriften: Du könntest glauben, sie sprächen, als verstünden sie etwas, fragst du sie aber lernbegierig über das Gesagte, so bezeichnen sie doch stets nur ein und dasselbe.« Dieser Hinweis liefert den Übergang zu dem, worauf es Sokrates eigentlich ankommt: zu jener Rede, die nicht toter Buchstabe ist, sondern sich in und als Einsicht im Geist dessen entzündet, der sie hört und aufnimmt – die Rede, die »mit Einsicht geschrieben wird *in des Lernenden Seele*, wohl imstande, sich selber zu helfen, und wohl wissend zu reden und zu schweigen, gegen wen sie beides soll.« Nun reagiert endlich auch der Gesprächspartner Phaidros – er hat's kapiert: »Du meinst die lebende und be-

aber begriffen habe, dem sei die *différance* (=Differänz) als Grundprinzip aller inhaltlichen Bestimmung einleuchtend geworden.

Im Folgenden will ich natürlich nicht diesen Gedankengang diskutieren, sondern bloss darauf hinweisen, dass die im *Phaidros* durchgeführte Schriftkritik erstens auf einen Aspekt der Präsenz (Stimme) verweist, der zweitens auch ganz gut zu Überlegungen der Dekonstruktion passen könnte.

2 | Die Passage, um die es geht, sind die Abschnitte 274b10-278b6; zitiert wird nach der Übersetzung von Friedrich Schleiermacher. – Meinem Verständnis hat nicht zuletzt die Arbeit geholfen, die Sara Pedretti zu dem von mir mit Alfred Messerli im Herbstsemester 2007 durchgeführten Seminar über das Thema »Schriftlichkeit und Mündlichkeit« verfasst hat. Ausserdem beziehe ich mich auf zwei Schriften von Thomas Szlezák, nämlich: *Dialogform und Esoterik*. Zur Deutung des platonischen Dialogs *Phaidros*, in: *Museum Helveticum*, vol. 35, 1978, sowie auf: *Platon und die Schriftlichkeit der Philosophie*. Interpretationen zu den frühen und mittleren Dialogen, Berlin, New York 1985.

seelte Rede des wahrhaft Wissenden, von der man die geschriebene mit Recht wie ein Schattenbild ansehen darf.«

Wer wirklich etwas weiss, d.h. aus vollzogener Einsicht spricht, dem ist klar, dass das, was das Wissen zum Wissen macht, als fixierte Schrift gar nicht beschreibbar ist. »Wissen« heisst fähig sein, das Gewusste auch anders zu formulieren als in der Weise, wie man es zuerst gelesen und begriffen hat; und dazu gehört das Vermögen, es in verschiedenen kommunikativen Kontexten zu variieren; es dann und dort zur Geltung zu bringen, wo es dem Adressaten angemessen ist – oder auch nicht. Darum gilt: Die nicht im Text gefasste, sondern die »mit Einsicht die Seele des Lernenden geschriebene Rede« ist es, die einen interessieren muss, allein sie ist »imstande, sich selbst zu helfen, wohl wissend zu reden und zu schweigen, gegen wen sie beides soll.«

Wissen gibt es also nur im und mit dem je von einem einzelnen Menschen realisierten Verstehen. Dafür findet der platonische *Phaidros* den geeigneten Ort nicht im sprachlichen Gebilde, sondern in der »Seele.« Die Schriftkritik des – wie jedem Leser bewusst bleibt – geschriebenen Dialogs zielt daher gar nicht primär auf die Konfrontation der geschriebenen und der gesprochenen Rede. Es geht ihr in erster Linie um den Ereignischarakter des denkenden Erkennens; um die Erinnerung der Differenz, die zwischen dem Wesen lebendiger Einsicht und dem Versuch, sie ein für allemal, d.h. schriftlich zu identifizieren, besteht.

Sokrates' Thema im *Phaidros* ist deshalb auch gar nicht die Idee der Idee als dem unverrückbar Selbigen und restlos Gegenwärtigen, nicht die Verneinung der Geschichtlichkeit aller Wahrheit oder der »différance« (um Derrida endlich doch beim Wort zu nehmen); das Thema ist die notwendige Aktualität, durch die ein Gedanke überhaupt erst »da«, präsent und eine wirkliche Erkenntnis oder Wahrnehmung wird. Und dass dieses Ereignis momenthaft, ergo auch vergänglich, glückhaft-zufällig und entsprechend singular und verschieden ist, wird in der sokratischen Kritik der Schrift und des Schriftlichen gerade nicht geleugnet. Im Gegenteil: Es ist der Nachteil der Schriftlichkeit, dass sie genau diesen Zeitlichkeitscharakter des triftigen Denkens verdeckt – »denn diese Erfindung [der Schrift] wird den Seelen der Lernenden (...) Vergessenheit einflössen und Vernachlässigung der Erinnerung, weil sie im Vertrauen auf die Schrift nur von aussen mittels fremder Zeichen, nicht aber innerlich sich selbst und unmittelbar erinnern werden.«

III

Satzzeichen sind die Vertreter der Stimme im Text; das war die These, die zum *Phaidros* und zur platonischen Schriftkritik führte. Deren Fazit: Wenn im Geschriebenen nicht wieder eine beseelte Stimme lebendig wird oder, mit einer anderen Metapher gesagt, Einsicht den Geist trifft, nützt alles Aufschreiben nichts. Was eine einfache Probe beweist: Wer nicht verstanden hat, was ein Text sagt, der ist auch nicht imstande, ihm eine richtige Stimme zu geben, d.h. ihn einleuchtend vorzulesen. Er weiss mit den Hinweisen, die die Satzzeichen sind, nicht gut umzugehen. Nicht jedes Komma ist eine Pause, nicht jeder Gedankenstrich ein Atemholen.

Dass Satzzeichen etwas grundsätzlich anderes und gewissermassen Geistigeres sind als die Lautzeichen der Buchstaben, zeigt sich noch unter einem dritten Aspekt. Nämlich in und mit der Tatsache, dass Satzzeichen eben *Satz*-zeichen sind – Indizes gedanklicher Einheiten, die in der Regel mehrere Worte umfassen und Glieder komplexer Bedeutungsstrukturen sind.

Durch die Setzung dieser Signale markiert der Autor den Weg seiner Überlegung und deren Intentionen. Freilich nicht diktatorisch, sondern sozusagen musikalisch, als Hinweis für die Interpretation seiner Gedankenpartitur (die man vielleicht auch ganz anders spielen kann, wenn man es kann).

Adorno, den ich soeben indirekt zitiert habe, macht allerdings deutlich, dass die Interpunktion Regulativen unterstellt ist, die den Vollzug des Denkens verfremden und behindern. »Den Satzzeichen gegenüber befindet der Schriftsteller sich in permanenter Not; wäre man beim Schreiben seiner selbst ganz mächtig, man fühlte die Unmöglichkeit, je eines richtig zu setzen, und gäbe das Schreiben ganz auf. Denn die Anforderungen der Regeln der Interpunktion und des subjektiven Bedürfnisses von Logik und Ausdruck lassen sich nicht vereinen: in den Satzzeichen geht der Wechsel, den der Schreibende auf die Sprache zieht, zu Protest.«³

Satzzeichen ermöglichen die auktoriale Regieanweisung, doch sie müssen zugleich vorgegebenen Codes folgen, ein Widerstreit, der die produktive Regelverletzung zum Ausweis luzider Könnerschaft, sei es des Autors oder seines Interpreten, werden lässt. Adorno erinnert an die Sensorien ästhetischer Erfahrung, um das zu erläutern: »Zu raten wäre (...), man soll mit den Satzzeichen umgehen wie Musiker mit ver-

3 | Theodor W. Adorno: »Satzzeichen«, in: Ders., *Noten zur Literatur I*, Frankfurt/Main 1958, S. 170.

botenen Fortschreitungen der Harmonien und Stimmen. Einer jeden Interpunktion, wie einer jeden solchen Fortschreitung, lässt sich anmerken, ob sie eine Intention trägt oder bloss schlampft; und, subtiler, ob der subjektive Wille die Regel brutal durchbricht oder ob das wägende Gefühl sie behutsam mitdenken und mitschwingen lässt, wo er sie suspendiert.«⁴

IV

Der Name »Nietzsche« steht für einen Autor, Text, Werkzusammenhang, an dem Adornos Empfehlung besonders fruchtbar zu erproben wäre. Eine auffällige Vielzahl von Zeichen besetzt in Nietzsches späteren Schriften die Räume zwischen den Wörtern.⁵ Und alles, was gesagt worden ist – Interpunktion als musikalische Praxis, als Stimmgebung, Verlebung und Gegenwartssteigerung – wird hier fast aufdringlich sichtbar. Diese Texte sind Schauplätze der Stimme, und die Satzzeichen werden zu Hauptdarstellern auf der Bühne von Nietzsches Stil. Kein Wunder also, dass hier auch das Fragezeichen seine grossen Auftritte hat.

Man betrachte etwa den berühmten Aphorismus aus der *Fröhlichen Wissenschaft*, die Erzählung vom »tollen Menschen«, der fassungslos auf dem Markt den Tod Gottes verkündet: »Wir haben ihn getötet – ihr und ich! Wir alle sind seine Mörder! Aber wie haben wir dies gemacht? Wie vermochten wir das Meer auszutrinken? Wer gab uns den Schwamm, um den ganzen Horizont wegzuwischen? Was taten wir, als wir diese Erde von der Sonne losketteten? Wohin bewegt sie sich nun? Wohin bewegen wir uns? Fort von allen Sonnen? Stürzen wir nicht fortwährend? Und rückwärts, seitwärts, vorwärts, nach allen Seiten? Gibt es noch ein Oben und ein Unten? Irren wir nicht wie durch ein unendliches Nichts? Haucht uns nicht der leere Raum an? Ist es nicht kälter geworden? Kommt nicht immerfort die Nacht und mehr

4 | Ebd., S. 171.

5 | Vergleiche zum Folgenden auch: Heinz Schlaffer: Das entfesselte Wort. Nietzsches Stil und seine Folgen, München 2007. Schlaffer hat in seiner genauen Analyse von Nietzsches Schreiben den Satzzeichen die nötige Aufmerksamkeit gewidmet: »Gerade den unscheinbarsten Elementen der Schrift, den Satzzeichen, teilte Nietzsche die Aufgabe zu, den Text nicht nur lesbar, sondern auch erlebbar zu machen. ›Kommata, Frage- und Ausrufezeichen‹ notiert er sich, ›und der Leser sollte seinen Körper dazu geben und zeigen, dass das Bewegende auch bewegt«.« (S. 31)

Nacht? Müssen nicht Laternen am Vormittage angezündet werden? Hören wir noch nichts vom Lärm der Totengräber, welche Gott begraben? Riechen wir noch nichts von der göttlichen Verwesung? – auch Götter verwesen! Gott ist tot! Gott bleibt tot! Und wir haben ihn getötet! Wie trösten wir uns, die Mörder aller Mörder? Das Heiligste und Mächtigste ist unter unseren Messern verblutet. Wer wischt dies Blut von uns ab? Mit welchem Wasser können wir uns reinigen? Welche Sühne feiern, welche heiligen Spiele werden wir erfinden müssen? Ist nicht die Grösse dieser Tat zu gross für uns? Müssen wir nicht selber zu Göttern werden, um nur ihrer würdig zu erscheinen?»

Der Aphorismus 125 der *Fröhlichen Wissenschaft* oder vielmehr sein Schriftbild entfesseln einen grafischen Tumult, in dem das Fragezeichen zur einzigen Konstanten wird. Das Augenfällige entspricht dem Sinn des Gesagten. Des »tollen Menschen« Fragenkatarakt löst alle kosmologischen Halterungen der irdischen Existenz auf, um die Erfahrung absoluter Orientierungslosigkeit aufklaffen zu lassen, die dem Gottestod folgt, wenn man wirklich begriffen hat, was er bedeutet: »Wir müssen selber zu Göttern werden...«, aber wie soll das gehen, wenn Sterblichkeit und der totale Abstand zum göttlichen Sein das menschliche Wesen bestimmen – ? Der Gedankenwirbel der entsetzten Selbstreflexion, die endlich auf die Höhe ihrer eigenen Lage gelangt ist, mündet in eine Antwort, die keine mehr sein kann: In den Ab-Grund und Un-Sinn selbstwidersprüchlicher *coincidentia oppositorum*. Des »tollen Menschen« letztes Fragezeichen markiert einen Sturz, der kein Ende hat – als Gesetz der Gegenwart und ihrer Zukunft.

V

Es braucht allerdings die Macht jener ungeheuren Schriftrednergabe, wie sie Nietzsches Texte besitzen, um eine ziemlich einfache Überlegung bei dieser Nobilitierung des Fragezeichens zum Daseinseblem nicht aufkommen zu lassen. Nämlich die Überlegung, ob es überhaupt ein eigenes Satzzeichen für die Frage und das Fragen braucht; ob es überhaupt nötig ist, im Schriftbild anzuzeigen, wenn wir etwas nicht wissen, was wir doch wissen möchten.

Ist also das Fragezeichen nicht im Grunde ein überflüssiger Schnörkel? Denn um zu signalisieren, dass jemand eine Frage hat, genügen ja die Regeln des Satzbaus, der Inversion, der Umstellung von Verb und Pronomen. Ist das Fragezeichen darum nicht in Wahrheit ein Hochstapler und Übertreibungskünstler, ein Schwindler, der den Platz in der ersten Reihe beansprucht, obwohl er ihm gar nicht zusteht?

Freilich: Stellen Sie sich den Aphorismus 125 ohne Fragezeichen vor.

Verlöre er nicht die Hälfte seiner Triftigkeit? Obwohl an der Bedeutung der Worte und ihrer gedanklichen Stringenz sich nichts ändern würde? – Gewiss, das Fragezeichen ist ein Übertreibungskünstler und manchmal auch ein Schwindler und Schauspieler, wenn es rhetorische Fragen beschliesst oder solche, die, logisch betrachtet, unsinnig sind.

Aber seine Funktion ist eben gar keine syntaktische, sondern die des herausragenden Stimmführers im Buchstabengestöber. Nicht des einzigen; das Fragezeichen ist nicht geradezu der Dirigent im Konzert der Wort und der Wörter; zu Recht würden hier die anderen Mitglieder der Familie protestieren. Aber der geistige Akt und die logisch-semantische Gedankenform, für die es steht und den es verlangt, sind für die menschliche Vernunft und Lebenspraxis von zentralem Rang⁶. In ihm wird jener Überschuss über alles Gewohnte, brav Regelhafte und zweifellos Richtige sichtbar, der menschliches Existieren erst einzigartig sein lässt: der Überschuss der Frage und des Fragens über jede Antwort und jede vermeintliche Gewissheit hinaus.

Das Fragen ist das erstaunliche und im Grunde tief rätselhafte Können des »nicht-festgestellten Tiers«, das als einziges unter allen Geschöpfen zu fragen gelernt hat und so erst zu seiner vernünftigen Freiheit und Handlungsfähigkeit gelangen konnte.

Das beweist die gefährliche und umstürzende Frage Evas vor dem Baum der Erkenntnis im Garten Eden (»Wäre es nicht gut, von dem Baume zu essen, weil er klug macht und wissend?«, vgl. 1. Mose 3, 6) nicht weniger als Nietzsches radikal redliche Frage nach dem Rest (oder Un-)sinn des gottlos gewordenen Fragetiers und seiner Hiesigkeit.

Dass die Philosophie ein für allemal Philo-sophie bleibt, also Fragen nach dem, was wahr und gut ist, ist kein Zufall. Nur philosophierend kann der menschliche Geist sein seltsames Wesen zwischen Freiheit und Naturkausalität ganz ausprobieren und verwirklichen. – Das Fragezeichen ist sein Emblem.

6 | Die Frage und das Fragen sind sinnvollerweise zu unterscheiden. Über den Zusammenhang zwischen der Frage als logisch-semantischer Form und dem Fragen, insbesondere dem Sich-Fragen, könnte nach meiner Meinung wieder einmal intensiver nachgedacht werden. Das Faktum, das mich seit langem interessiert, wie nämlich geistige Prozesse mit-samt ihren logischen Regulationen in unser praktisches Selbstverhältnis eingreifen, ist ein ebenso spannendes wie tiefgründiges Thema.



